



ROBERT MERLE

Malevil

Roman

An der Lehrerbildungsanstalt hatten wir einen Professor, der in das Sandtörtchen von Proust verliebt war. Unter seinen Fittichen habe ich den berühmten Text mit Bewunderung studiert. Jetzt aber, im Abstand, erscheint mir dieses kleine Backwerk recht literarisch. Ich weiß, ein Geschmack oder eine Melodie können uns einen bestimmten Moment besonders lebhaft wieder in Erinnerung bringen. Doch das ist Sache von ein paar Sekunden. Ein kurzes Aufleuchten, der Vorhang fällt wieder, und tyrannisch ist die Gegenwart da. Die ganze Vergangenheit in einem in Tee aufgeweichten Kuchenstück wiederzufinden – welche Lust, wenn es wahr wäre.

An Prousts Sandtörtchen muß ich denken, weil ich neulich in einer Schublade ein graues Päckchen mit sehr, sehr altem Tabak entdeckte, das sicher einmal dem Onkel gehört hat. Ich schenkte es Colin. Närrisch vor Freude, nach so langer Zeit seinem geliebten Gift wiederzubegegnen, stopft er seine Pfeife und zündet sie an. Ich sehe ihm dabei zu, und mit den ersten Rauchschwaden, die ich einatme, tauchen der Onkel und die Welt von vorher wieder auf. So, daß mir der Atem stockt. Doch wie gesagt, das war rasch vorüber.

Und Colin ist schlecht geworden. Er war schon zu sehr entgiftet, oder der Tabak war zu alt.

Proust beneide ich. Um seine Vergangenheit wiederzufinden, konnte er sich auf etwas Solides stützen: auf eine sichere Gegenwart, auf eine unbezweifelbare Zukunft. Für uns aber ist die Vergangenheit zweimal vergangen, die verlorene Zeit doppelt verloren, da wir mit ihr die Welt verloren haben, in der sie ablief. Es hat einen Bruch gegeben. Der Gang der Jahrhunderte ist unterbrochen worden. Wir wissen nicht mehr, wie es um uns steht und ob es noch eine Zukunft gibt.

Natürlich versuchen wir, uns unser Angstgefühl mit Worten zu verheimlichen. Um den Bruch zu bezeichnen, verwenden wir Umschreibungen. Anfänglich sagten wir, dem stets ein wenig

trockenen Meyssonier folgend, der »Tag X«. Doch das klang uns noch zu kriegerisch. Und wir machten uns einen schamhafteren Euphemismus zu eigen, den wir der Menou und ihrer bäuerlichen Klugheit verdanken: »der Tag des Ereignisses«. Kann man sich etwas Harmloseres ausdenken?

Mit Worten haben wir auch wieder Ordnung in das Chaos gebracht und sogar den linearen Ablauf der Zeit wiederhergestellt. Wir sagen »vorher« – »am Tag des Ereignisses« – »nachher«. Das sind unsere linguistischen Feinessen. Mit ihrer Heuchelei verschaffen sie uns ein Gefühl von Sicherheit. Denn »nachher« bezeichnet zugleich unsere ungewisse Gegenwart und unsere hypothetische Zukunft.

Auch ohne Sandtörtchen oder Pfeifenrauch denken wir oft an die Welt von vorher. Jeder für sich allein. Im Gespräch kontrollieren wir uns gewissermaßen gegenseitig: Solche Rückwendungen sind für unser Fortleben wenig förderlich. Wir vermeiden es, sie wuchern zu lassen.

Ist man aber allein, ist das etwas anderes. Obwohl ich kaum über die Vierzig bin, neige ich seit dem »Tag des Ereignisses« wie ein Greis zu Schlaflosigkeit. Und des Nachts erinnere ich mich. Dieses Verb verwende ich ohne Objekt, denn das Objekt ändert sich von Nacht zu Nacht. Um diese Nachgiebigkeit vor mir selbst zu entschuldigen, sage ich mir, daß die Welt von vorher nur noch in meinem Kopfe existiert und zu existieren aufhören würde, wenn ich nicht an sie dächte.

Seit kurzem unterscheide ich zwischen der gelegentlichen und der regelmäßigen Erinnerung: Die regelmäßige Erinnerung dient mir dazu, mich von meiner Identität zu überzeugen, und diese Überzeugung habe ich dringend nötig in diesem »Nachher«, in dem alle Orientierungspunkte verschwunden sind. In meinen schlaflosen Nächten setze ich deshalb in dieser Wüste, in diesem Treibsand, in dieser zweimal vergangenen Vergangenheit hier und da Wegzeichen, um sicher zu sein, daß ich nicht in die Irre gehe. Denn »in die Irre gehen« hieße zugleich »meine Identität verlieren«.

Das Jahr 1948 ist ein solches Wegzeichen. Ich bin zwölf Jahre alt und habe, unvergänglicher Ruhm, als Bester im ganzen Kanton die Grundschule beendet. Zu Hause, beim Mittagessen am Küchentisch in der Grange Forte, versuche ich meine Eltern zu überzeugen, daß wir Land roden müßten. Was am vernünftige-

sten wäre. Auf fünfundvierzig Hektar Boden haben wir – wie alle hier – nur zehn Hektar Wiesen und Ackerland. Das übrige ist Wald, unnützer Wald, da man jetzt keine Kastanien mehr erntet und keine Reifhölzer mehr fertigt.

Meine Erzeuger hören mir kaum zu. Geradesogut könnte ich mit Erdschollen sprechen. Deren Farbe sie übrigens haben. Haar und Haut brünett. Wie auch bei mir, nur daß ich vom Onkel die blauen Augen geerbt habe.

Im Abstand sehe ich diese Szene mit meinen Erwachsenenaugen wieder vor mir; ich verstehe sie jetzt besser, glaube ich, und finde sie recht unerfreulich.

Meine Mutter zum Beispiel. Mit ihrem weinerlichen Gewäsch. Sie hat das Laster mittelmäßiger Naturen: Sie stellt Gegenfragen. Das einfachste Alibi für das eingefahrene Denken. Wenn doch alles schlecht steht, wozu dann den kleinen Finger rühren? Mein Vorschlag, Wald zu roden, kränkt sie.

»Und woher das Geld nehmen?« fragt sie höhnisch. »Willst du die Stunden für den Bulldozer bezahlen?«

Ihr Ton ist geringschätzig, und dabei weiß ich, daß im Sparkassenbuch Summen stehen, die von Monat zu Monat an Wert verlieren. Ich weiß das, weil der Onkel es mir erklärt hat. Und ich erkläre es meinerseits, ohne den Onkel zu erwähnen. Vergebliche Vorsicht.

Der Vater hört zu, sagt aber kein Wort. Die Mutter fühlt sich abermals gekränkt. Meine Argumente gleiten an ihrem harten Schädel mit dem dürftigen Haar ab. Sie sieht mich nicht einmal an. Über meinen Kopf hinweg wendet sie sich an meinen Vater.

»Dieser Junge«, sagt sie, »ist ganz das Bild deines Bruders Samuel. Hochmütig. Lehren erteilen. Und seit seiner Abschlußprüfung große Rosinen im Kopf.«

Paulette und Pélagie, meine beiden jüngeren Schwestern, platzen vor Lachen, und ich versetze der, die neben mir sitzt, unter dem Tisch einen Fußtritt, daß sie zu heulen anfängt.

»Und hartherzig ist er obendrein«, schließt die Mutter.

Über meine Hartherzigkeit bekommen wir noch zu hören. Die ganze Zeit, während wir unsere zwei Teller Suppe verzehren. Denn meine Mutter versteht sich auf Rechnungsführung. Und bei jedem neuen Vergehen werden meine Fehler Stück für Stück rekapituliert. Der Umstand, daß ich bereits dafür bestraft

bin, ändert nichts daran. Meine Verbrechen sind weder vergessen noch verziehen und wiegen noch immer gleich schwer.

Dieses Durchhecheln vollzieht sich überdies in Jammer-
tönen, die mir ein Grauen sind: Boshaftigkeit, weich verpackt.
Die Pélagie heult, die Paulette, die ich nicht angerührt habe,
fiennt. Knalleffekt: Die Pélagie schürzt ihren Rock und zeigt
ihr Schienbein her. Es ist gerötet. Das mütterliche Gejammer
steigert sich um mehrere Tonlagen bis zum Gekreisch.

»Und worauf wartest du noch, Simon? Willst du deinem
Sohn nicht eins hinter die Löffel geben?«

Denn natürlich bin ich der Sohn meines Vaters, nicht der
ihre. Der Vater schweigt. Das ist seine Rolle in diesem Hause.
Die Mutter, Vernunftgründen unzugänglich, jeder Logik fremd,
nimmt niemals Rücksicht auf das, was er sagt. Rein vermöge
ihres Wortschwalls hat sie ihn zum Schweigen und fast zur
Knechtschaft verurteilt.

»Hörst du nicht, Simon?«

Ich lege Messer und Gabel hin und hebe den Hintern vom
Stuhl, um der Ohrfeige des Vaters ausweichen zu können.
Doch der Vater rührt sich nicht. Das kostet ihn Mut, denke ich
mir, denn heute abend, im Ehebett, muß er sich auf eine Straf-
predigt gefaßt machen, in der alle seine eigenen Fehler durch-
gehechelt werden.

Aber es ist ein lahmer Mut. Der Onkel bot in solchen Fällen
ein bewundernswertes Schauspiel! Ich habe erlebt, wie er auf-
gestanden ist und seine Ehefrau angedonnert und zermalmt hat,
und die war, da die beiden Brüder zwei Schwestern geheiratet
hatten, meiner Mutter sehr ähnlich. Ich stelle mir die Frage:
Was ist bloß los mit den Frauen in dieser Familie, daß sie alle
dürr, halsstarrig, raunzerisch und widerborstig sein müssen?

Die Tante hat das nicht lange ausgehalten. Mit vierzig Jahren
ist sie aus Haß gegen das Leben gestorben. Und der Onkel hat
sich schadlos gehalten und sich darauf verlegt, den jungen Din-
gern nachzulaufen. Ich tadle ihn nicht; als ich dann ein Mann
war, habe ich es nicht anders gemacht.

Ich fühle mich jetzt sicher. Von der Seite des Vaters ist keine
Ohrfeige zu erwarten, von der Seite der Mutter auch nicht.
Zwar hätte sie nicht übel Lust dazu, aber seit kurzem habe ich
mir eine Parade mit dem Ellbogen ausgedacht, an der, ohne daß
der Respekt offen verletzt wird, der mütterliche Unterarm ab-

prallt. Diese Parade ist nicht passiv: Ich wehre ihren Arm ab, indem ich meinen eigenen kräftig nach vorn stoße.

»Du bekommst keinen Kuchen«, sagt meine Mutter, nachdem sie eine Weile überlegt hat. »Das wird dich lehren, diese armen kleinen Mädchen zu drangsaliieren.«

»Ts, ts, ts«, macht der Vater. Mehr wird er nicht dazu sagen. Ich schweige hochmütig. Während der Vater sein trübes Gesicht über den Teller beugt und die Mutter aufsteht, um das Mischgericht vom Herd zu nehmen, das dort seit dem Vortag brodelt, nutze ich die Gelegenheit und schneide der Heulerin Pélagie eine abscheuliche Grimasse. Sie fängt neuerlich zu heulen an und beklagt sich in ihrem beschränkten Wortschatz, daß ich sie »angeschaut« hätte.

»Na und«, sage ich und lasse meine unschuldsvollen Augen (doppelt unschuldsvoll, da sie ja blau sind) in die Runde gehen. »Habe ich jetzt nicht mal mehr das Recht, dich anzuschauen?«

Schweigen. Ich tu so, als könnte ich von dem ausgezeichneten mütterlichen Ragout nur mit Überwindung essen. Ich bin sogar so mutig und lehne den Rest aus dem Topf ab, den man mir pflichtgemäß anbietet. Und während die Tischrunde sich gütlich tut, blicke ich unverwandt auf einen mit Fliegendreck beschmutzten Stich über der Anrichte. Er stellt die »Heimkehr des verlorenen Sohnes« dar.

Der rechtschaffene Sohn, in einer Ecke des Bildes, macht ein sehr betrübtes Gesicht. Ich kann es ihm nicht verdenken. Denn ihm, der unablässig für seinen Vater geschuftet hat, ist das Lämmchen verweigert worden, das er mit seinen Gefährten verspeisen wollte. Und für den kleinen Lumpen, der auf den Hof zurückkehrt, nachdem er sein Erbteil mit Schlampen verlutert hat, schlachtet man ohne Zögern das fette Kalb.

Ich beiße die Zähne zusammen und denke: Mit meinen Schwestern und mir ist es geradeso. Weichliche, dümmliche Dinger. Und trotzdem hat die Mutter sie immerfort zu verhätsheln, ob sie sie nun mit Kölnischwasser übergießt oder kämmt oder ihnen mit dem Brenneisen schöne Locken dreht. Unhörbar muß ich lachen: Letzten Sonntag habe ich mich leise hinter die beiden geschlichen und ihnen Spinnweben auf die hübschen Locken gelegt.

Diese glückliche Erinnerung hilft mir, nicht der Verzweif-

lung nachzugeben, während mein Blick von dem Stich mit dem »Verlorenen Sohn« zu dem Aprikosenkuchen wandert; sein Duft steigt mir in die Nase, und auf der Truhe sehe ich seinen goldgelben Rand schimmern. In diesem Moment erhebt sich die Mutter und setzt ihn, nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit, auf den Tisch – mir vor die Nase.

Ich stehe sofort auf und gehe, die Hände in den Hosentaschen, zur Tür.

»Nanu«, sagt der Vater mit der heiseren Stimme von Leuten, die wenig reden, »möchtest du deinen Kuchen nicht?«

Sein Widerruf kommt zu spät, und ich weiß ihm keinen Dank dafür. Ohne die Hände aus den Taschen zu nehmen, wende ich mich um und sage über die Schulter hinweg kurz angebunden: »Keinen Hunger.«

»He! Wie sprichst du mit deinem Vater!« fängt die Mutter gleich an.

Ich höre mir die Fortsetzung gar nicht erst an. Die endlose Fortsetzung. Sie wird dem Vater seinen Kuchen versalzen, wie sie mir den meinen entzogen hat.

Ich gehe hinaus und treibe mich auf dem Hof der Grange Forte herum, die geballten Fäuste in den Taschen. In Malejac sagt man, mein Vater sei gut wie gutes Brot. Genau. Zuviel Krume, zuwenig Kruste.

Ich brüte vor mich hin, wütend und verbittert. Unmöglich, mit dieser Kuh (das ist das Wort, das ich gebrauche) ein ernsthaftes Gespräch zu führen. Sie demütigt mich, sie liefert mich dem Gelächter dieser dummen Puten aus, und was der Gipfel ist, sie bestraft mich obendrein. Der Obstkuchen geht mir nicht aus dem Sinn. Nicht des Kuchens, sondern der Demütigung wegen. Die Fäuste in den Taschen geballt, laufe ich den Hof auf und ab und recke meine breiten Schultern. Dem Besten des ganzen Kantons den Nachtschisch zu entziehen!

Es ist der berühmte letzte Tropfen, und ich schäume über. Mich packt die kalte Wut. Und noch dreißig Jahre später sehe ich mich wüten. Rückblickend scheint mir, daß ich kein sehr guter Ödipus war. Jokaste kam nicht in Gefahr, nicht einmal in Gedanken. Ich »bringe« zwar meinen Komplex, aber nicht auf sie bezogen, sondern auf Adelaide, unsere Krämerin. Die hat ein fröhliches Lachen, ist rasch mit einem Bonbon bei der Hand und ist überdies eine üppige Blondine mit einem Busen

zum Träumen. Ich »bringe« auch – was für ein Jargon! – eine richtige Identifikation, nicht mit dem Vater, sondern mit dem Onkel. Der – aber davon wußte ich damals nichts – in trauetstem Einvernehmen mit Adelaide steht. Also habe ich ohne mein Wissen eine echte Familie neben der, die ich verabscheue.

Und ich besitze noch eine andere, die mir teuer ist und die ich mir selbst geschaffen habe: den »Zirkel«. Eine erzgeheime Gesellschaft von sieben Mitgliedern, die ich in der Schule von Malejac (401 Einwohner, Kirche aus dem 12. Jahrhundert) gegründet habe. Dank jenem Unternehmungsgeist, der mir eigen ist und der meinem Erzeuger fehlt, bin ich meinerseits der Vater des Zirkels und habe ihn unter dem Anschein von Sanftheit ganz fest in der Hand.

Mein Entschluß ist gefaßt. Da ich zu Hause beleidigt werde, will ich mich in den Schoß dieser Familie zurückziehen. Ich warte, bis der Vater seine Siesta hält und die Mutter, mit den beiden gelockten Gören am Rockzipfel, das Geschirr abwäscht. Ich steige in meine Bodenkammer hinauf, stopfe meinen Campingbeutel voll (ein Geschenk des Onkels), schnüre ihn zu und werfe ihn auf den Holzstapel unter meinem Fenster. Bevor ich weglaufe, lasse ich einen Brief auf meinem Tisch zurück. Er ist feierlich adressiert an Monsieur Simon Comte, Landwirt, Grange Forte, MALEJAC.

Mein lieber Papa,
ich gehe fort. In diesem Haus werde ich nicht so behandelt, wie ich es verdiene.

Viele Küsse,

Emmanuel

Und während mein armer Vater hinter seinen geschlossenen Fensterläden schläft, ohne zu wissen, daß sein Hof schon keinen Nachfolger mehr hat, radle ich, den Campingbeutel auf dem Rücken, durch die Sonnenhitze in Richtung Malevil.

Malevil, eine große, halbverfallene Burg aus dem 13. Jahrhundert, steht auf halber Höhe eines steilen Hanges über dem kleinen Rhunes-Tal. Ihr Eigentümer hat sie sich selbst überlassen, und seit sich aus dem Mauerkranz des Bergfrieds ein Steinblock gelöst und einen Touristen erschlagen hat, ist der Zutritt verboten. Der Denkmalschutz hat zwei Warntafeln anbringen und der Bürgermeister von Malejac die einzige Zugangsstraße

am Abhang durch vier Reihen Stacheldraht absperren lassen. Ohne Zutun der Gemeinde wird diese Absperrung durch fünfzig Meter undurchdringliches Dornengestrüpp verstärkt, das von Jahr zu Jahr dichter an den alten Weg zwischen Felswand und Abgrund heranwächst, der Malevil auf seiner schwindelerregenden Höhe von dem Hügel mit den Sept Fayards des Onkels trennt.

Hier ist unser Domizil. Unter meiner Anleitung hat der Zirkel alle Tabus gebrochen, den Stacheldrahtzaun mit einem unsichtbaren Einlaß versehen und in dem gigantischen Dornendickicht einen Tunnel ausgehöhlt, den wir ständig frei halten und durch eine listig angelegte Krümmung dem Blick vom Wege her entzogen haben. Im ersten Stockwerk des Bergfrieds, wo der Fußboden durchgebrochen war, haben wir alte Bretter aus dem Abfallstapel des Onkels von Balken zu Balken genagelt und einen Steg gelegt. Auf diese Weise konnten wir am anderen Ende des riesigen Saales in eine kleine Kammer gelangen, in der Meyssonnier, der in der Werkstatt seines Vaters viel bastelt, ein Fenster und eine Tür mit Vorhängeschloß eingesetzt hat.

Der Bergfried ist überdacht. Das Rippengewölbe hat der Zeit widerstanden. Unser Versteck hat einen Kamin; das Mobiliar besteht aus einer alten, mit Säcken bedeckten Matratze, einem Tisch und Hockern.

Das Geheimnis blieb gewahrt. Der Zirkel hat sich dieses Domizil, von dem die Erwachsenen nichts wissen, bereits vor einem Jahr eingerichtet. Ich rechne damit, daß ich hier bis zum Beginn des neuen Schuljahres unterkriechen kann. Unterwegs habe ich Colin verständigt, der sagt es Meyssonnier, Meyssonnier sagt es Peyssou, Peyssou sagt es den anderen. Ich gehe nicht ohne Proviant an Bord.

Ich verbringe in meiner Zelle den Nachmittag, die Nacht und den ganzen nächsten Tag. Es ist weniger lustig, als ich gedacht hätte. Wir haben Juli, die Gefährten helfen auf den Feldern, und ich werde sie erst am Abend sehen. Malevil zu verlassen, wage ich nicht. In der Grange Forte haben sie sicher schon die Gendarmen auf mich gehetzt.

Um sieben klopf jemand an die Tür des Zirkels. Ich erwarte den großen Peyssou, der mir Verpflegung bringen soll. Ich hatte das Vorhängeschloß von der Tür genommen; auf meiner

harten Matratze liegend, einen blutrünstigen Abenteuerroman in der Hand, rufe ich laut: »Komm doch rein, du Idiot!«

Es ist Onkel Samuel. Er ist Protestant, daher der biblische Vorname. In leibhafter Größe steht er da, bekleidet mit einem karierten Hemd, das den muskulösen Hals frei läßt, und mit einer alten Reithose von der Armee (er war bei der Kavallerie). Und durch die niedrige Öffnung, wo sein Scheitel den steinernen Türsturz berührt, schaut er mich stirnrunzelnd und mit lustigen Augen an.

Dieses Bild halte ich fest. Denn der kleine Junge auf der Matratze, das bin ich. Und der Onkel, der auf der Schwelle steht, das bin ich auch. Onkel Samuel war damals beinahe aufs Jahr so alt, wie ich jetzt bin, und alle Leute sind sich darüber einig, daß ich ihm sehr ähnlich bin. Und in dieser Szene, in der wenig Worte gewechselt werden, sehe ich den kleinen Jungen, der ich damals war, mit dem Mann konfrontiert, der ich inzwischen geworden bin.

Wenn ich Onkel Samuels Porträt zeichne, zeichne ich zugleich mein eigenes. Er ist ziemlich groß, stämmig, aber in den Hüften schlank; das Gesicht, mit den schwarzen Brauen und den blauen Augen, ist kantig und von der Sonne gebräunt. In Malejac spinnen sich die Leute von morgens bis abends in ein leises, beruhigendes Wortgeplätscher ein. Der Onkel aber sagt nichts, wenn er nichts zu sagen hat. Und wenn er redet, spricht er kurz, ohne müßige Umschweife, sagt nur das Wesentliche. Ebenso sparsam sind seine Gebärden.

Diese Bündigkeit gefällt mir an ihm. Denn von zu Hause, von Vater, Mutter, Schwestern, kenne ich nur das Gegenteil. Sie denken wirr und reden umständlich.

Auch den Unternehmungsgeist bewundere ich am Onkel. Er hat seinen Besitz weitgehend gerodet. Den Rhunes-Arm, der ihn durchfließt, hat er in Kanäle geteilt, um Forellen zu züchten. Er hat etwa zwanzig Bienenstöcke aufgestellt. Er hat sich sogar unterderhand einen Geigerzähler gekauft, um in dem vulkanischen Gestein, das auf einem der Hänge seines Hügels ansteht, nach Uran zu schürfen. Und als überall »Ranches« und Reitsportunternehmen in Mode kamen, hat er seine Kühe verkauft und durch Pferde ersetzt.

»Ich wußte genau, daß ich dich hier finde«, sagt der Onkel. Ich blicke ihn an und kriege den Schnabel nicht auf. Doch er

und ich, wir verstehen uns trotzdem. Und er antwortet auf meine Sprachlosigkeit.

»Die Bretter«, sagt er. »Die Bretter, die du dir im vergangenen Sommer von meinem Haufen geholt hast. Du konntest sie nicht tragen. Du hast sie geschleift. Ich bin der Spur nachgegangen.«

Seit einem Jahr also weiß er es schon! Und hat nie und mit keinem darüber gesprochen, nicht einmal mit mir.

»Ich habe nachgesehen«, sagt er. »Der Mauerkranz auf dem Bergfried hält noch, da fällt nichts mehr herunter.«

Ich bin von Dankbarkeit ergriffen. Der Onkel hat über meine Sicherheit gewacht, aber von fern, ohne es mir zu sagen, ohne mir lästig zu werden. Ich sehe ihn an, aber er weicht meinem Blick aus, will sich nicht rühren lassen. Er greift sich einen Hocker, prüft, wie stabil er ist, und setzt sich mit gespreizten Beinen darauf, wie auf ein Pferd. Alsdann galoppiert er los, geradewegs auf das Ziel zu.

»Hör zu, Emmanuel, die haben niemand was erzählt und auch die Gendarmen nicht verständigt.«

Ein kurzes Lächeln.

»Die Mutter kennst du ja, ihre Angst, was die Leute sagen würden. Ich mache dir einen Vorschlag. Ich nehme dich bis zum Ende der Ferien zu mir. Wenn die Schule wieder anfängt, kein Problem: Du gehst nach La Roque in Pension.«

Schweigen.

»Und am Wochenende?« frage ich.

Des Onkels Auge glänzt. So wie er spreche ich in Andeutungen. Wenn ich in Gedanken schon wieder zur Schule gehe, heißt das, daß ich einverstanden bin, bis zum Ende der Ferien bei ihm zu bleiben.

»Kommst du zu mir, wenn du magst«, sagt er schnell. Ein kurzes Schweigen.

»Ab und zu gehst du zu Tisch in die Grange Forte.« Um den Schein zu wahren, zärtliche Mutter. Ich verstehe, diese Lösung kommt allen zugute.

»Schön«, sagt der Onkel und steht beschwingt auf. »Wenn du einverstanden bist, schnürst du dein Bündel und kommst mir in die Rhunes nach, dort lade ich Heu für mein Vieh.«

Schon ist er weg, und schon schnüre ich mein Bündel.

Nachdem ich den Tunnel im Dornengestrüpp und den Sta-

cheldrahtzaun passiert habe, fahre ich auf meinem Rad das ehemalige Bachbett hinunter, das den steilen Felsen von Malevil von dem runden Hügel des Onkels trennt. Sehr zufrieden, meinen Schlupfwinkel verlassen zu dürfen. Die Bäume, die überall zwischen dem verfallenen Gemäuer wachsen, verdüstern ihn, und ich atme auf, als ich in das helle Tal der Rhunes hinauskomme.

Es liegt im Schein der Abendsonne, die zwischen sechs und sieben unvergleichlich schön ist. Ich weiß das, seit der Onkel mich darauf aufmerksam gemacht hat. Die Luft hat etwas Sanftes. Die Wiesen sind grüner, die Schatten länger, das Licht ist golden. Ich fahre auf den roten Traktor des Onkels zu. Der Anhänger dahinter ist hoch beladen mit gelblichem Heu. Und weiter weg, in parallelen Reihen längs der Rhunes, die Pappeln mit ihrem silbergrauen Laub, das sich im Winde wiegt. Ich höre sie gern rauschen: ein leichter Regen, könnte man glauben.

Der Onkel greift sich ohne ein Wort mein Fahrrad und vertüt es oben auf dem Heu. Er nimmt am Steuer des Treckers Platz, und ich setze mich auf den Kotflügel. Kein Wort. Nicht einmal ein Blick. Doch seine Hand, die ein wenig bebzt, verrät mir, wie glücklich er ist, daß er, der von meiner mageren Tante niemals ein Kind hatte, sich einen Sohn nach Hause in die Sept Fayards holen kann.

Auf der Schwelle erwartet mich die Menou, die skeletthafte Arme über der nicht vorhandenen Brust gekreuzt. Ein Lächeln kräuselt ihren kleinen Totenkopf. Ihre Schwäche für mich ist mit der Abneigung gewachsen, die sie gegen meine Mutter hegt. Und die sie auch gegen meine Tante hegte, zu deren Lebzeiten. Nicht, was ihr denkt. Die Menou schläft nicht mit meinem Onkel. Sie ist auch nicht seine Magd. Sie hat Besitz. Er mäht ihr die Wiesen, sie führt ihm den Haushalt, er erhält sie.

Die Menou ist ebenfalls die Magerkeit selbst, aber sie ist eine fröhliche Natur. Sie seufzt nicht, sie schimpft herzerfrischend. Vierzig Kilogramm, einschließlich der schwarzen Kleider. Doch ihre kleinen schwarzen Augen in ihren tiefen Höhlen glitzern vor Liebe zum Leben. Von ihren jungen Tagen abgesehen, die Tugend in Person, auf allen Gebieten. Auch sparsam. Durch Sparsamkeit, sagt der Onkel, hat sie sich das

Fleisch von den Knochen gespart, bis sie keinen Hintern mehr hatte, sich draufzusetzen.

Und ein Arbeitstier ist sie! Arme wie Streichhölzer, aber wenn sie ihren Weinberg jätet, wie geht es ihr da von der Hand! Momo indessen, ihr einziger Sohn, der ins achtzehnte Jahr geht, zieht an einem Bindfaden eine Eisenbahn hinter sich her: tut, tut, tut, tut.

Um dem Leben Würze zu geben, unterhält die Menou einen ständigen Disput mit dem Onkel. Doch er ist ihr Gott. Ich habe Anteil an dieser Göttlichkeit. Zu meinem Empfang in den Sept Fayards hat sie ein Abendessen gerichtet, daß man sich den Gurt lockern muß. Als Krönung stellt diese Schelmin am Ende einen riesengroßen Obstkuchen auf den Tisch.

Wenn ich vom Film wäre, würde ich diesen Kuchen in Großaufnahme zeigen und dann abblenden zu einem Flashback: 1947, der Sommer im Jahr davor. Ein anderes »Wegzeichen«.

Ich bin elf Jahre alt. Ich verliebe mich in Adelaide, gründe den Zirkel in Malevil und komme zu einer neuen Auffassung von Religion.

Die Rolle, die die Krämerin von Malejac bei meiner Erweckung gespielt hat, erwähnte ich schon. Sie ist dreißig Jahre, ihre Reife fasziniert mich. Ihretwegen bringe ich, so vielen gegenteiligen Erfahrungen zum Trotz, noch heute Güte mit Üppigkeit der Formen in Verbindung, während ich aus verständlichen Gründen Magerkeit mit Kaltherzigkeit gleichsetze. Schade, daß dies nicht mein Sujet ist. Von all der fieberhaften Erregung über all diese Rundungen hätte ich gern erzählt. Als Abbé Lebas anfängt sich zu sorgen, welchen Gebrauch wir von den Attributen unserer Männlichkeit machen, und uns im Katechismusunterricht von der »Sünde des Fleisches« redet, kann ich, der ich nur aus Sehnen und Muskeln bestehe, nicht glauben, daß dieses »Fleisch« das meine sein soll. Ich bringe den Ausdruck mit Adelaide in Beziehung, und der Begriff Sünde erscheint mir köstlich.

Es stört mich nicht einmal, daß mein Idol, obgleich etwas gewichtig in ihren Ausmaßen, in dem Rufe steht, hurtig mit den Schenkeln zu sein. Im Gegenteil, davon verspreche ich mir etwas für die Zukunft. Aber die Jahre, die aus dem Hähnchen einen Hahn machen werden, erscheinen mir noch sehr lang.

Inzwischen bin ich, im Sommer mindestens, sehr beschäf-

tigt. Der Krieg wütet. Der tapfere Calvinistenhauptmann Emmanuel Comte, mit seinen Glaubensbrüdern in Malevil eingeschlossen, verteidigt die Festung gegen den finsternen Meyssonnier, das Haupt der Liga. Ich nenne ihn finster, weil es sein Ziel ist, die Burg zu plündern und die Ketzer – Männlein und Weiblein – über die Klinge springen zu lassen. Die Frauen werden durch Reisigbündel, die Kinder durch kleinere Reisigbündel dargestellt.

Der Sieg steht nicht im voraus fest, er hängt vom Waffenglück ab. Wer von einem Wurfspieß, einem Pfeil, einem Stein oder, im Nahkampf, von der Spitze eines Degens getroffen oder nur berührt wird, ruft »Ich bin erledigt!« und bricht zusammen. Nach Beendigung der Schlacht ist es gestattet, die Verwundeten zu enthaupten und die Frauen zu töten, nicht aber, wie es der große Peyssou eines Tages tat, sich über ein voluminöses Reisigbündel herzumachen, um es zu schänden. Wir sind tugendhaft und streng, wie unsere Vorfahren. In der Öffentlichkeit wenigstens. Ausschweifung ist Privatsache.

Eines Nachmittags habe ich das Glück, vom Burgwall herab Meyssonnier mit meinem Pfeil zu treffen. Er fällt. Mit erhobener Faust beuge ich mich über die Zinne und rufe mit Donnerstimme: »Stirb, du Schurke von Katholik!«

Dieser fürchterliche Ruf läßt die Belagerer erstarren; sie vergessen, sich zu decken, und alsbald sind sie von unseren Pfeilen durchbohrt.

Langsamen Schrittes verlasse ich den Burgwall; meine Leutnants, Colin und Giraud, schicke ich aus, Dumont und Condat den Garaus zu machen, während ich Meyssonnier mit meinem Degen den Kopf abschlage.

Dem großen Peyssou schneide ich zunächst die Organe ab, auf die er so stolz ist; dann stoße ich ihm meinen Degen in die Brust, bohre ihn tiefer und tiefer in die Wunde und frage »mit gelassener Stimme«, ob ihm das Lust bereite. Den großen Peyssou spare ich mir immer für das Ende auf, weil er so großartig röchelt.

Das heiße Treffen ist zu Ende. Zu einer letzten Zigarette und einem Kaugummi, der ihren Geruch wegnehmen soll, kommen wir noch einmal an dem Tisch des Verstecks im Bergfried zusammen.

Und dort merke ich schon an der Art, wie er seine Kinn-

backen bewegt, daß Meyssonnier unzufrieden ist. Seine grauen Augen, eng beisammen unter der schmalen, von einer kurzgeschnittenen Bürste bekrönten Stirn, blinzeln unablässig.

»Na, Meyssonnier«, frage ich, »ist was? Bist du böse?«

Seine Lider flattern noch heftiger. Er zaudert, mich zu kritisieren, weil das im allgemeinen auf ihn selber zurückfällt. Und dennoch, die Pflicht ist unabweislich und bedrängt von allen Seiten seinen schmalen Schädel.

»Du hättest mich nicht Schurke von Katholik nennen dürfen!« sagt er schließlich heftig.

Dumont und Condat murmeln beifällig, Colin und Giraud schweigen aus Loyalität, aber mit einer Nuance, die mir nicht entgeht. Allein Peyssou, ein breites Lächeln quer über sein pausbäckiges Gesicht, bleibt gelassen.

»Wieso denn?« frage ich herausfordernd. »Das Spiel war doch so! Im Spiel stelle ich den Protestanten dar; soll ich da Gutes zu dem Katholiken sagen, der mich morden will?«

»Das Spiel entschuldigt nicht alles«, sagt Meyssonnier unbeirrt. »Auch im Spiel gibt es eine Grenze. Beispiel: Du tust nur so, als schneidest du Peyssou was ab, du tust es nicht in Wirklichkeit.«

Peyssous Lächeln wird noch breiter.

»Außerdem haben wir niemals verabredet, daß wir uns beschimpfen«, sagt Meyssonnier, den Blick auf den Tisch geheftet.

»Und vor allem nicht wegen der Religion«, fügt Dumont hinzu.

Ich blicke Dumont an. Der ist immer so empfindlich, ich kenne ihn.

»Dich habe ich ja gar nicht beschimpft«, sage ich, bemüht, ihn von Meyssonnier abzubringen. »Ich habe mit Meyssonnier geredet.«

»Das ist gleich, da ich katholisch bin«, sagt Dumont.

Ich protestiere: »Ich bin doch auch katholisch!«

»Gerade deshalb«, wendet Meyssonnier ein, »dürftest du nicht über deine Religion lästern.«

Jetzt mischt sich der große Peyssou ein, so ein Mumpitz, sagt er, katholisch und protestantisch, das ist doch alles ein und dasselbe.

Gleich fährt man ihn von allen Seiten an. Peyssous Spezia-

lität ist Körperkraft und Ferkelei! Daran soll er sich halten! Mit Religion soll er sich nicht bemengen!

»Wo du nicht mal deine zehn Gebote weißt«, sagt Meyssonnier verächtlich.

»Und ob ich sie weiß«, sagt der große Peyssou.

Wie im Religionsunterricht steht er auf und beginnt sie zügig aufzusagen, bricht aber nach dem vierten plötzlich ab. Wir pfeifen ihn aus, und er setzt sich, mit Schande bedeckt, wieder hin.

Der Zwischenfall mit Peyssou hat mir Zeit zum Nachdenken gelassen.

»Schön«, sage ich versöhnlich. »Ich gebe ja zu, ich hatte unrecht. Und wenn ich unrecht habe, mache ich es nicht wie gewisse andere, sondern gebe gleich zu, daß ich unrecht hatte. Also gut, ich habe unrecht. Bist du jetzt zufrieden?«

»Es genügt nicht, zu sagen, daß man unrecht hat«, sagt Meyssonnier zänkisch.

»Was denn noch?« frage ich empört. »Du glaubst doch nicht etwa, ich werde dich auf Knien um Verzeihung bitten, weil ich dich Schurke genannt habe?«

»Daß du mich Schurke nennst, ist mir egal«, sagt Meyssonnier, »damit kann ich dir auch dienen. Du hast aber ›Schurke von Katholik‹ gesagt.«

»Eben«, sage ich. »Nicht dich habe ich beleidigt, sondern die Religion.«

»Das ist wahr«, sagt Dumont.

Ich sehe ihn an. Meyssonnier hat seinen besten Bundesgenossen verloren.

»Holla!« sagt plötzlich der kleine Colin und wendet sich an Meyssonnier. »Das ist ja ein Witz! Comte hat seinen Fehler zugegeben, was möchtest du denn noch?«

Meyssonnier will gerade den Mund aufmachen, als Peyssou, der froh ist, sich revanchieren zu können, mit großer Gebärde ausruft: »Das ist ja alles Mumpitz!«

»Hör zu, Meyssonnier«, sage ich, um einen Ausgleich bemüht. »Ich habe dich einen Schurken geschimpft, du hast mich auch einen Schurken geschimpft, also sind wir quitt.«

Meyssonnier wird rot.

»Ich habe dich nicht Schurke geschimpft«, sagt er empört. Ich sehe die andern an, schüttele melancholisch den Kopf und schweige.

»Wo du doch gesagt hast: Damit kann ich dir auch dienen«, sagt Giraud.

»Das ist doch nicht dasselbe«, sagt Meyssonnier. Ohne es ausdrücken zu können, fühlt er den ganzen Unterschied, der zwischen einer möglichen und einer tatsächlich geäußerten Beschimpfung besteht.

»Du spinnst ja, Meyssonnier«, sage ich in betäubtem Ton.

»Trotzdem«, ruft Meyssonnier, zum letztenmal aufbegehrend. »Die Religion hast du beleidigt, das kannst du nicht leugnen.«

»Ich leugne es ja gar nicht!« sage ich und öffne treuherzig beide Hände. »Eben, vor einer Minute, hab ich's sogar zugegeben. War es nicht so?«

»Doch, so war es«, rufen die andern.

»Nun gut«, sage ich bestimmt, »da ich die Religion beleidigt habe, werde ich mich bei dem entschuldigen gehen, der dafür zuständig ist.« (»Der dafür zuständig ist« ist ein Ausdruck des Onkels.)

Der Zirkel schaut beunruhigt auf mich.

»Du wirst doch nicht etwa gar den Pfarrer mit unseren Geschichten bemengen?« ruft Dumont aus.

Nämlich weil Abbé Lebas, unserer Meinung nach, ein schrulliger Mensch ist. Er hat eine für uns sehr beschämende Art und Weise, alle unsere Sünden, bis auf eine einzige, als Lappalien abzutun.

Der Dialog verläuft folgendermaßen: Vater, ich bekenne, daß ich hochmütig gewesen bin. – Schon gut. Und weiter? – Vater, ich bekenne, daß ich schlecht von meinem Nächsten gesprochen habe. – Schon gut. Und weiter? – Vater, ich bekenne, daß ich den Lehrer belogen habe. – Schon gut. Und weiter? – Vater, ich bekenne, daß ich aus der Geldbörse meiner Mutter zehn Francs gestohlen habe. – Schon gut. Und weiter? – Vater, ich bekenne, daß ich anstößige Handlungen begangen habe. – Oh, oh! sagt Abbé Lebas. Da haben wir's!

Und die Inquisition beginnt: Mit einem Mädchen? Mit einem Knaben? Mit einem Tier? Ganz allein? Nackend oder bekleidet? Im Liegen oder im Stehen? In deinem Bett? Auf dem Abtritt? Im Walde? In der Schule? Vor einem Spiegel? Wie oft? Und woran denkst du, wenn du so etwas tust? (Na, ich denke daran, daß ich es tue, antwortet Peyssou.) An wen denkst du?

An ein Mädchen? An einen Kameraden? An eine erwachsene Frau? An eine Verwandte?

Schon als der Zirkel gegründet wurde, schworen wir uns, den Pfarrer in Unkenntnis unseres Tuns zu belassen; so wenig zweifelten wir, daß er niemals an die Unschuld einer geheimen Gesellschaft würde glauben wollen, die im verborgenen, in einem den Erwachsenen unbekanntem Raum zusammentrifft. Und doch war der Zirkel in dem Sinne, in dem der Abbé das Wort verstand, »unschuldig«.

Ich zuckte die Achseln.

»Nein, gewiß nicht, mit dem Pfarrer werde ich nicht darüber sprechen. Soll er hier seine Nase hereinstecken? Nicht auszu-denken! Ich habe gesagt, ich will mich bei dem entschuldigen gehen, der dafür zuständig ist. Und das tue ich jetzt.«

Ich stehe auf.

»Kommst du mit, Colin?« frage ich im Ton eines Befehls.

»Ja«, sagt der kleine Colin, stolz darauf, erwählt worden zu sein.

Und mit einer Miene, die er genau der meinen anpaßt, geht er hinter mir hinaus und läßt den Zirkel in Verwunderung zurück.

Unsere Fahrräder sind vor Malevil im Dickicht versteckt.

»Richtung Malejac«, sage ich lakonisch.

Wir fahren schweigend nebeneinanderher, sogar noch auf ebener Straße. Ich habe den kleinen Colin sehr gern. In der Schule mußte ich mich anfänglich häufig schützend vor ihn stellen, denn mit seinen lebhaften, schlaun Haselnußaugen, mit den schräggestellten Brauen und den hochgezogenen Mundwinkeln ist er unter den robusten Burschen, die mit zwölf Jahren bereits den Traktor fahren, leicht und schwächling wie eine Libelle.

Ich rechne damit, die Kirche leer zu finden; doch kaum haben wir uns in die Bank der Katechismusschüler gesetzt, tritt Abbé Lebas schleppenden Schrittes und mit gekrümmtem Rücken aus der Sakristei. Mit tiefem Mißvergnügen sehe ich seine lange, herabhängende Nase und sein weit vorspringendes Kinn im Halbschatten hinter einer Säule auftauchen.

Sobald er uns zu dieser ungewohnten Stunde in seiner Kirche erblickt, stürzt er sich auf uns, wie der Habicht auf die Feldmaus, und bohrt seine stechenden Augen in die unsern.

»Was habt ihr beiden denn hier zu suchen?« herrscht er uns an.

»Ich komme ein kurzes Gebet verrichten«, sage ich, schaue ihn mit meinem blauesten Blick an und halte dabei die gefalteten Hände dezent über den Hosenschlitz. »Wie Sie es uns angeraten haben«, füge ich mit lammfrommer Miene hinzu.

»Und du?« wendet er sich grob an Colin.

»Ich gleichfalls«, sagt Colin, indes sein schelmischer Mund und seine sprühenden Augen die Ernsthaftigkeit seiner Antwort sehr beeinträchtigen.

Mit seinem schwarzen, von Argwohn umdüsterten Blick sieht uns der Pfarrer einen nach dem andern an.

»Seid ihr nicht vielmehr zum Beichten gekommen?« fragt er, an mich gewendet.

»Nein, Herr Pfarrer«, sage ich mit fester Stimme und füge hinzu: »Ich habe bereits am Samstag gebeichtet.«

Er richtet sich zornig auf und wirft einen bedeutungsgeladenen Blick auf mich.

»Und du willst mir erzählen, daß du seit Samstag keine Sünde begangen hast?«

Ich gerate in Verwirrung. Meine blutschänderische Leidenschaft für Adelaide ist dem Pfarrer leider nicht unbekannt. Daß sie blutschänderisch ist, nehme ich zumindest an seit dem Tage, als der Pfarrer zu mir sagte: Schämst du dich nicht! Eine Frau, die so alt ist wie deine Mutter! Und die das Doppelte von dir wiegt! fügte er noch hinzu, warum, weiß ich nicht. Denn im Grunde ist die Liebe keine Frage des Gewichts. Schon gar nicht, wenn es sich bloß um »schlechte Gedanken« handelt.

»O doch«, sage ich. »Aber nichts von Bedeutung.«

»Nichts von Bedeutung!« sagt er und schlägt entrüstet die Hände zusammen. »Was denn zum Beispiel?«

»Nun«, sage ich aufs Geratewohl, »ich habe meinen Vater belogen.«

»Schon gut«, sagt Abbé Lebas. »Und weiter?«

Ich blicke ihn an. Er wird mir doch wohl nicht bloß so und ohne mein Einverständnis mitten in der Kirche die Beichte abnehmen? Und vor Colin obendrein!

»Mehr war nicht«, sage ich bestimmt.

Abbé Lebas wirft mir einen bohrenden Blick zu, aber ich fange ihn an der Oberfläche meiner hellen Augen ab, so daß er kraftlos an meiner Nase herabgleitet.

»Und du?« fragt er und wendet sich an Colin.

»Ich gleichfalls«, sagt Colin.

»Du gleichfalls!« höhnt der Abbé. »Auch du hast deinen Vater belogen! Und findest es nicht von Bedeutung!«

»Nein, Herr Pfarrer«, sagt Colin, »bei mir ist es die Mutter, die ich belogen habe.« Seine Mundwinkel ziehen sich zu den Schläfen hinauf.

Ich fürchte schon, Abbé Lebas wird platzen und uns aus der geweihten Stätte verjagen. Doch es gelingt ihm, sich zu beherrschen.

»So, dir ist irgendwie der Gedanke gekommen, in die Kirche zu gehen und ein kurzes Gebet zu verrichten?« sagt er in fast drohendem Ton und immer noch an Colin gewendet.

Ich öffne den Mund, um zu antworten, Abbé Lebas aber fährt mir dazwischen.

»Du, Comte, bist still! Dich kenne ich! Nie um eine Antwort verlegen! Laß Colin sprechen!«

»Nein, Herr Pfarrer«, sagt Colin. »Nicht mir ist der Gedanke gekommen, sondern Comte.«

»Ah, Comte war es! Prächtig, prächtig! Noch wahrscheinlicher!« sagt Abbé Lebas mit plumper Ironie. »Und wo wart ihr, als er auf den Gedanken gekommen ist?«

»Auf der Landstraße«, sagt Colin. »Wir fuhren so dahin, ohne an was Böses zu denken, als Comte plötzlich zu mir sagte: Hör mal, wenn wir für ein kurzes Gebet in die Kirche gingen? Das ist ein Gedanke, sagte ich. Und da sind wir nun«, fügt der kleine Colin hinzu, während er unbewußt seine Mundwinkel schürzt.

»Hör mal, wenn wir für ein kurzes Gebet in die Kirche gingen!« parodiert Abbé Lebas in andauernder Wut.

Rasch, mit einer Stimme wie ein Säbelhieb, setzt er hinzu: »Und woher kamt ihr, als ihr mit dem Fahrrad auf dieser Landstraße fuhrt?«

»Von den Sept Fayards«, sagt Colin ohne Stocken.

Und das ist genial von dem kleinen Colin, denn wenn es in Malejac einen Menschen gibt, an den Abbé Lebas sich nicht wenden kann, um nachzuprüfen, wie wir unsere Zeit verbracht haben, so ist das mein Onkel.

Abbé Lebas' finsterer Blick schweift von meinen unschuldsvoll offenen Augen zu dem gondelförmigen Lächeln Colins. Er befindet sich in der Lage eines Musketiers, der beim Zweikampf seinen Degen zehn Schritt davonfliegen sieht; so wenig-

stens ist das Bild, das ich mir hinterher ausdenke, um im Zirkel über unsere Unterhaltung Bericht zu erstatten.

»Na, dann betet nur, betet«, sagt Abbé Lebas schließlich mit saurer Miene. »Ihr habt es alle beide bitter nötig!«

Er kehrt uns den Rücken, als lieferte er uns dem Leibhaftigen aus. Schleppenden Schrittes und mit gekrümmtem Rücken, sein schweres Profil vor sich her schiebend, geht er wieder in die Sakristei und schlägt die Tür hinter sich zu.

Als alles wieder still geworden ist, kreuze ich die Arme über der Brust, hefte den Blick auf das kleine Licht des Tabernakels und sage mit leiser Stimme, doch so, daß Colin es hören kann: »Lieber Gott, bitte vergib mir, daß ich die Religion beleidigt habe.«

Hätte in diesem Moment die Tabernakeltür sich aufgetan im strahlenden Licht und eine tiefe Stimme, klangvoll wie die Stimme eines Radiosprechers, hätte gesagt: Mein Kind, ich vergebe dir, und zur Buße sollst du mir zehn Vaterunser aufzusagen – ich wäre nicht sonderlich erstaunt gewesen. Doch es geschah nichts, und ich war genötigt, meine Stimme als die seine aufzufassen und mir selbst die zehn Vaterunser aufzuerlegen. Ich bin nahe daran, der Symmetrie wegen zehn Aves hinzuzufügen, sehe aber davon ab, weil ich mir sage: Falls Gott zufällig Protestant ist, wüßte Er mir keinen Dank, wenn ich die Heilige Jungfrau zu sehr in den Vordergrund rückte.

Noch habe ich keine drei Vaterunser hergesagt, als Colin mich mit dem Ellbogen anstößt.

»Was machst du denn noch? Gehen wir jetzt?«

Ich drehe mich nach ihm um und sehe ihn streng an. »Warte! Ich muß doch wohl die Buße tun, die er mir auferlegt hat.«

Colin verstummt. Und in der Folgezeit wird er weiter schweigen. Kein Wort darüber. Keine Verwunderung. Keine Fragen.

Und für mich selbst ziehe ich die Frage, ob es mir Ernst war, heute nicht in Betracht. Mit elf Jahren ist alles Spiel. Was mich frappiert, was ich nicht vergessen kann, ist die Kühnheit, mit der ich glaubte, mich über Abbé Lebas hinwegsetzen und unmittelbare Verbindung mit Gott aufnehmen zu können.

April 1970: das nächste Wegzeichen. Ein Sprung von etwa zwanzig Jahren. Es fällt mir einigermaßen schwer, meine kurzen Hosen abzulegen, um mir die langen Erwachsenenhosen anzuziehen. Ich bin fünfunddreißig Jahre, Schuldirektor in Ma-

lejac, und in seiner Küche, mir gegenüber, sitzt der Onkel und raucht seine Pfeife. Sein Pferdehandel geht gut, zu gut sogar. Um ihn auszudehnen, sucht er Land zu kaufen, und für das, was ihm zusagt, verdoppelt sich, sobald er auftaucht, der Preis – man hält ihn für reich.

»Schau dir nur Berthaud an. Du kennst Berthaud. Zwei Jahre schon führt er mich an der Nase herum. Um mir Unsummen abzufordern! Übrigens pfeif ich auf den Hof von Berthaud. Der war schon immer nur ein Notnagel. Nein, Emmanuel, ich will dir sagen, was ich gebraucht hätte: Malevil.«

»Malevil!«

»Ja«, sagt der Onkel. »Malevil!«

»Aber da ist doch nichts«, sage ich verblüfft, »nur Wald und Ruinen.«

»Hoho«, sagt der Onkel. »Ich muß dich wohl belehren, was da ist. Malevil, das sind fünfundsechzig Hektar auserlesener Boden, der seit noch nicht fünfzig Jahren von Niederwald überwachsen ist. Malevil ist ein Weinberg, der zu Zeiten meines Vaters den besten Wein dieser Gegend getragen hat. Alles ist neu anzupflanzen, zugegeben, aber der Boden ist da. Malevil hat einen Weinkeller, wie es in Malejac keinen zweiten gibt: gewölbt, kühl und so groß wie der Schulhof. Malevil hat einen Burgwall, wo du als Anbau und mit den fertig behauenen Steinen, nach denen du dich nur zu bücken brauchst, eine Menge Stallungen und Boxen errichten kannst. Und überdies ist Malevil gleich nebenan. Es grenzt an die Sept Fayards. Man könnte es fast dazurechnen«, sagt er mit unbewußtem Humor, als ob die Burg einstmals zu dem Bauernhof gehört hätte.

Es ist die Zeit nach der Abendmahlzeit. Der Onkel sitzt, an seiner Pfeife saugend, nicht am, sondern parallel zum Küchentisch, er hat den Hosengürtel über seinem mageren Bauch ein wenig gelockert.

Ich sehe den Onkel an, und er merkt, daß ich schon weiß, was er sagen will.

»Ach ja!« sagt er. »Ich habe mir die Geschichte vermasselt.«
Wieder die Pfeife.

»Ich habe Grimaud angebrüllt.«

»Grimaud?«

»Der die Geschäfte des Grafen führt. Da er das Vertrauen des Grafen hat und der Graf, der in Paris wohnt, nichts ohne

ihn tun würde, hat er Handgeld verlangt. Er nannte das ein ›Verhandlungshonorar‹.«

»Niedlich ausgedrückt.«

»Findest du auch«, sagt der Onkel.

Er lutscht an seiner Pfeife.

»Viel?«

»Zwei Millionen.«

»Oho!«

»Keine Kleinigkeit. Aber man hätte miteinander reden können. Statt dessen habe ich an den Grafen geschrieben, und der Graf, der Idiot, hat meinen Brief an Grimaud weitergegeben. Und Grimaud kam, mir Vorhaltungen zu machen.«

Ein Seufzer, der sich mit einer Rauchwolke vermengt.

»Zweiter Fehler, und der ist nicht wiedergutzumachen: Ich habe Grimaud angebrüllt. Ein Beweis, siehst du, daß man auch mit sechzig noch Dummheiten begeht. Im Geschäftsleben darf man niemand anbrüllen, Emmanuel, merk dir das, nicht mal einen Betrüger. Weil ein Betrüger, und sei er noch so abgebrüht, dennoch seine Eigenliebe hat. Von diesem Tage an hat Grimaud mir den Weg versperrt. Dem Grafen habe ich noch zwei-mal geschrieben. Er hat mir nie geantwortet.«

Schweigen. Ich kenne den Onkel zu gut, als daß ich ihn mit Worten zu trösten versuchte. Er mag nicht bedauert werden. Übrigens zuckt er die Achseln, legt seine Füße auf einen Stuhl, hakt seinen linken Daumen im Gürtel fest und fährt fort:

»Verpatzt ist verpatzt. Ich kann schließlich auch ohne Malevil leben. Und ich lebe nicht schlecht. Ich verdiene genügend Geld, und vor allem tu ich, was mir gefällt. Ich habe keinen Menschen über mir oder neben mir, der mich triezen könnte. Und ich finde das Leben interessant. Und da ich bei guter Gesundheit bin, kann das noch zwanzig Jahre so weitergehen. Mehr verlange ich nicht.«

Anscheinend war auch das schon zuviel. Das Gespräch fand an einem Sonntagabend statt. Am Sonntag darauf kam der Onkel auf der Heimfahrt von einem Fußballspiel in La Roque mit meinen Eltern bei einem Autounfall ums Leben.

Von Malejac nach La Roque sind nur fünfzehn Kilometer Fahrt; die aber reichten aus, daß ein Bus den kleinen 4 L an einem Baum zerschmetterte. Normalerweise wäre der Onkel wohl mit den jungen Burschen, die er in Kost hatte, zum Fuß-

ballspiel gefahren, sein Peugeot-Break aber war zur Reparatur in der Werkstatt, und sein Citroën-Lieferwagen, der ihm zum Transport der Pferde diente, war unterwegs, weil einer seiner Kunden darauf bestanden hatte, am Sonntag beliefert zu werden. Auch ich hätte mich in dem 4 L befinden müssen, doch am gleichen Vormittag hatte einer meiner großen Schüler einen schweren Sturz mit dem Moped erlitten, und ich war am Nachmittag in die Stadt gefahren, um mich im Krankenhaus nach seinem Befinden zu erkundigen.

Wäre Abbé Lebas noch am Leben gewesen, hätte er gesagt: Die Vorsehung, Emmanuel, hat dich gerettet. Ja, doch weshalb gerade mich? Entmutigend an Sprüchen solcher Art ist, daß sie das Problem immer nur weiter zurück verlagern. Besser wäre es, gar nichts zu sagen. Doch das gerade kann man nicht. Das Ereignis ist so sinnlos – und so stark ist, trotz allem, der Wunsch, es zu verstehen.

Die drei verstümmelten Leichen wurden in die Sept Fayards gebracht, und ich hielt, in Erwartung, daß meine Schwestern einträfen, gemeinsam mit der Menou die Totenwache. Sie verlief in völliger Stille und ohne eine Träne, indes Momo in einem Winkel des Zimmers auf dem Boden saß und auf jede Frage mit »Nein« antwortete. Spät am Abend begannen die Pferde zu wiehern, er hatte ihre Gerste vergessen. Die Menou blickte ihn an, er aber schüttelte mit verstörter Miene den Kopf: nein. Ich stand auf und besorgte die Fütterung.

Ich bin kaum wieder zurück, als meine Schwestern mit dem Wagen aus der Kreisstadt eintreffen. Ihr rasches Erscheinen überrascht mich, noch mehr aber ihre Aufmachung. Als hätten sie das Hinscheiden ihrer Verwandten seit langem vorausgesehen, sind sie von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet. Sie haben auch kaum die Schwelle der Sept Fayards überschritten und haben noch nicht einmal Kopfbedeckungen und Schleier abgenommen, da sprudeln schon Tränen und Worte. Und wie Wespen in einem Einmachglas fangen sie zu surren an.

Sie haben eine Angewohnheit, die mich rasend macht. Die eine ist jeweils das Echo der anderen. Was die Paulette sagt, wiederholt die Pélagie, oder umgekehrt: Stellt die Pélagie eine Frage, stellt die Paulette sie gleich noch einmal. Zum Erbrechen. Man hat jedesmal gleich zwei Versionen der gleichen Albernheit.